

TIMO MALLOK



DIE TÖRE VON
AISTRIU

VON TOD UND TEUFELN

ORIGINALFASSUNG

TIMO MALLOK

DIE TORE VON
AISTRIU

-I-

Von Tod und Teufeln

- Originalfassung -

- Leseprobe -

Fantasy

Impressum

1. Auflage

Copyright © 2019 Timo Mallok

Coverdesign: Giusy Ame / Magicalcover.de

Bildquelle: Depositphoto

Herstellung und Verlag: BoD - Books on Demand, Norderstedt

ISBN 978-3-750-41180-7

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig.
Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung,
Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

www.weltenschreiner.com

BESCHWÖRUNG

Die Kälte wollte ihn sprengen. Wie ein Blitz fuhr sie in seine Brust und durch alle Körperteile. Cey verlor die Kontrolle. Aus einer ihn verschlingenden Finsternis heraus packte ihn eine eisige Kralle. Sie riss ihn aus der Wirklichkeit und zog seinen wehrlosen Körper hinab in die ewige Dunkelheit. Er fiel in einen tiefen Strudel.

Kälte.

Dunkelheit.

Einsamkeit.

Cey taumelte durch die Schwerelosigkeit. Er glaubte zu schweben. Er sah nichts und er hörte nichts. Dafür spürte er alles umso intensiver. Unsichtbare Hände packten und zerrten an ihm. Wie Krallen wollten sie seinen Körper zerreißen. Die Kälte verließ ihn daraufhin so schnell wie sie gekommen war. Sie hinterließ seinen Körper als eine leere Hülle. Aber diese Leere sollte nicht bleiben. Ein kaum spürbarer Funke entfachte in seinem Innersten. Beinahe zärtlich entflammte die Wärme in seinem Bauch und je weiter sie sich ausbreitete, desto heißer brannte sie. Diese unglaubliche Hitze fraß sich durch seine Eingeweide und brannte in seiner Brust. Und mit diesem Feuer kehrte sein Bewusstsein zurück. Es war wie eine Geburt.

Ein seltsames graues Licht blendete ihn und in seinen Ohren dröhnte es. Ein gellender Schrei löste sich aus seiner Kehle. Er war eine Befreiung vom Schmerz. Cey schrie sich das Feuer aus der Seele. Sein Hirn pulsierte in seinem Schädel. Die verbrennende Hitze ließ unerwartet von ihm ab und er spürte sofort wieder diese Leere. Eine wohltuende Leere. Und dann fiel er wieder.

Diesmal war der Sturz sehr kurz. Er klatschte auf eine Oberfläche, die aufspritzte und ihn verschlang. Wasser umschloss ihn.

Luft!

Panische Angst kroch in ihm hoch. Er musste an die Oberfläche, er brauchte Luft. Wie ein ersaufendes Tier schlug er mit allen Gliedmaßen wild um sich. Dann spürte sein Fuß einen weichen, schlammigen Untergrund. Instinktiv stieß er sich von diesem ab und kurz darauf durchbrach er die Wasseroberfläche. Cey keuchte und spuckte brackiges Wasser aus und sog dafür kühle und feuchte Luft in seine Lungen. Er riss seine Augen auf und sah nur eine tiefe Nacht, die den See, das mit hohem Gras gesäumte Ufer und dahinter einen den See umfassenden Wald verdunkelte. Der Schock und die Orientierungslosigkeit schenkten ihm noch einen kurzen Augenblick der Verwirrung. Diesen Augenblick nutzte er aus, um die kleine Entfernung zum Ufer schwimmend hinter sich zu bringen. Sowie er sich mit dem Oberkörper an Land gerettet hatte, atmete er tief aus und blieb am grabbewachsenen Ufer liegen. Ein wohltuender, Erholung versprechender Schlaf hatte sich seiner bemächtigt.

Der schwarze Himmel spannte sich über die Szene. Dunkelgraue Wolken hingen an seinem Mantel. Obwohl kein Mond am Himmel schien, war doch alles klar und deutlich zu erkennen. Ein seltsames Zwielflicht beleuchtete die Landschaft. Aber es hatte keine bestimmte Quelle. Als ob die Natur selbst ihr Licht geben und alles nur soweit erhellen würde, dass man es gut erkennen konnte.

Ein Schatten beugte sich über den am Ufer liegenden Cey. Sein Unterkörper befand sich weiterhin im See. Von der Taille abwärts umspülte ihn kühles Wasser. Cey erlag einem tiefen Schlaf, der den jungen Mann nicht entlassen wollte. Innerlich spürte er die Anwesenheit dieser fremden, weiblichen Kreatur, doch allein davon erwachte er nicht. Er war einfach zu erschöpft.

Neugierig wie eine Katze saß die gehörnte, spärlich bekleidete Kreatur neben ihm. Das große und schlanke Wesen berührte vorsichtig seine Schulter. Die zärtliche Berührung schenkte Cey einen Schauer, der seinen Körper erzittern ließ. Über seine Lippen kam ein leises Stöhnen. Trotzdem blieb er weiterhin schlafend liegen. Offensichtlich wollte ihn nichts von seinem tiefen Schlaf erlösen.

Sicher, dass der junge Mann nicht erwachen würde, packte sie ihn mit beiden Händen an den Schultern und mit einem kräftigen Ruck zog das Wesen Cey an Land. Sie schleifte ihn durch das hohe Gras. Sowie sie ihn einige Meter vom Ufer weggezogen hatte, drehte sie ihn auf den Rücken und ließ ihn erstmals ruhig liegen.

Neugierig betrachtete ihn das Wesen mit weiß leuchtenden Augen. Sie schien seinen Körper förmlich zu studieren. Cey war ihr ausgeliefert. Immer noch schlief er. Die Kreatur beugte sich über ihn. Ihr Gesicht war ganz nah an seinem. Dann setzte sie langsam einen Fuß auf seinen Brustkorb. Sowie sie ihr Gewicht richtig verlagert hatte, zog sie den zweiten Fuß nach. Das Wesen befand sich nun perfekt ausbalanciert in der Hocke auf ihren langen, spitzen Zehen stehend und mit dem Oberkörper nach vorn gebeugt auf der Brust des jungen Mannes. Die Gestalt wirkte wie eine Illusion. Kein Gewicht drückte Cey auf die Lungen, sodass er auch weiterhin unbeschwert atmen konnte.

Dann hielt sie seinen Kopf mit ihren Händen und öffnete vorsichtig mit beiden Daumen seinen Mund. Diese Aktion schien sie zu erregen. Ihre Brust hob und senkte sich durch schnelle Atemzüge. Langsam näherte sich ihr Gesicht dem Seinen. Sie öffnete ebenfalls ihre Lippen und ein kleiner, roter Tropfen fiel aus ihrem Mund in seinen. Danach schloss sich sein Mund wieder und beendete das kleine Ritual.

Langsam stieg sie von ihm herunter, setzte sich neben ihn ins Gras und streichelte seinen Bauch. Dabei schnurrte sie wie eine Katze. Ihre nun grünen Augen wanderten über seinen

Körper. Sie löste einen Lendenschurz von ihren Hüften und legte ihn auf seine Blöße. Dann richtete sie sich auf, streckte ihren schlanken Körper und legte den gehörnten Kopf in den Nacken. Sie schüttelte ihn, sodass ihre dicken, halblangen Haare rasselten wie Stachel. Noch ein letztes Mal warf sie einen Blick auf ihn, bevor sie sich abwandte und davonlief.

Langsam erlangte Cey das Bewusstsein wieder. Er stöhnte sich die Erschöpfung aus dem Kopf und richtete sich vorsichtig auf. Benommen öffnete er die Augen und blickte verwirrt um sich.

»Wo bin ich denn hier?«

Er zog seine Beine an seinen Körper und versuchte sich etwas zu wärmen. Sein Körper war ausgekühlt. Wie lange er hier schon lag, wusste er nicht, aber, zumindest im Moment interessierte es ihn auch nicht. Er versuchte einen klaren Kopf zu bekommen, das war ihm wichtig. Cey setzte sich im Schneidersitz ins hohe Gras, legte den Kopf in den Nacken und blickte in den Himmel über sich. Er betrachtete ernst diese fremde Umgebung und nahm ihre Eigenheit in sich auf. Dann schloss er erschöpft die Augen.

»Keine Sterne, keine Gestirne. Nur graue Wolken unter diesem schwarzen Himmel.«

Einerseits war er durcheinander, konnte keinen klaren Gedanken fassen und eine panische Angst wollte sich schleichend und kriechend in ihm ausbreiten. Aber da war auch noch etwas anderes. Eine innere, ihm noch fremde Kraft legte sich beruhigend wie eine schützende Hand über die aufkommende Panik und verdrängte sie.

Cey richtete sich auf. Den Lendenschurz, der in seinem Schoß lag, zog er sich über die Hüfte und band ihn mit einem Knoten fest, sodass er mit Sicherheit nicht rutschen konnte. »Immerhin besser als gar nichts.«

Abermals betrachtete er die ihm fremde Umgebung.

Cey schaute auf einen langen See, der sich vor ihm ausstreckte. Sein Ende konnte er nicht ausmachen, dafür war das Gewässer recht schmal. Höchstens hundert Meter breit. An beiden Uferseiten säumte hohes Schilf den See und trennte ihn vom hüfthohen Gras der anliegenden Wiese, auf der er sich befand. Die Wiese wiederum rahmte ein dichter Wald ein. In Richtung Süden verschmolz alles mit dem dunklen Horizont und verband den See optisch mit dem Himmel.

Umsichtig schritt er durch das hohe Gras auf den Wald zu. An seinem Rand wuchsen ausladende Farne und stachlige, nackte Büsche, das Gras wurde niedriger und wich einem weichen, mit Laub bedeckten Untergrund. Cey zog sich leichte Kratzer an seinen Schenkeln zu, als er an ihnen vorbei in das Innere des Waldes trat, schenkte ihnen aber keine weitere Beachtung. Hier fühlte er sich unwohl.

Hohe Laubbäume standen kerzengerade beieinander und schienen das ohnehin spärliche Licht zu schlucken. Zwar konnte er sein Umfeld gut erkennen und die Bäume standen weit genug voneinander entfernt, sodass er ohne Probleme über den weichen Waldboden gehen konnte, aber die Atmosphäre, die hier herrschte, war beklemmend. Cey war auf der Hut. Er fühlte sich

beobachtet. Aber es war nur ein Gefühl. Er konnte nichts wahrnehmen, was an Leben erinnerte. Keine Geräusche von irgendwelchen Waldtieren, kein Zwitschern von Vögeln, kein Blätterrascheln oder ein entferntes Knacken des Unterholzes als Zeichen auf irgendein herumstreunendes Tier. Nichts.

Der Wald wirkte wie ein Gemälde. Es war hier völlig still. Totenstill.

Langsam schritt er durch das Gehölz. Der Wald musste riesig sein. Überall Bäume, soweit er blicken konnte. Er blickte zurück. Ebenfalls nur Bäume. Den Waldrand, geschweige denn den See, konnte er nicht mehr ausmachen. Cey war seinem Schicksal ausgeliefert. Ihm blieb nichts, als einfach weiterzugehen.

Er wusste nicht, wo er war. Und er hatte auch keine Ahnung, wie er hierhergekommen war. Hatte man ihn verschleppt? Oder entführt? Auch konnte er sich an nichts erinnern, was in seiner Vergangenheit lag. Was hatte er getan, bevor er hier aufwachte?

Seine Erinnerungen trugen einen bitteren Geschmack und leichte Kopfschmerzen. Auf jeden Fall musste er zu Kräften kommen. Sich ausruhen, etwas essen. Und eine wärmere Bekleidung finden. Er konnte nicht sagen, dass er fror, aber jetzt war ihm doch recht kühl. Und es wirkte fast so, als käme sie aus seinem Inneren. Eine Kälte, die sich über seine Seele legte. Und wieder spürte er diese aggressive Kraft in sich. Diese neue und doch vertraute Energie. Seine Gedanken ließen sich von dieser kraftvollen Quelle ablenken. Cey versuchte, sie in seinem Körper zu orten, die Energie zu nutzen und zu gebrauchen, aber es wollte ihm nicht so recht gelingen. Er wusste nicht, wie er sie greifen sollte.

Seine Umgebung änderte sich derweilen nicht. Immer noch trottete er durch die fahle Dunkelheit des Waldes. Etwas anderes fiel ihm dennoch auf. Der Duft!

Seither atmete er eine feuchte, erdige Luft. Etwas hatte sich verändert. Der feine Wind trug ihm einen schweren Geruch zu. Es roch nach verbranntem Holz. »Ein Lagerfeuer!«

Cey sprintete los. Er schlug instinktiv die Richtung ein, aus der er den Geruch vernahm. Die Gewissheit, auf Menschen und Zivilisation gaben ihm zusätzliche Energien. Vielleicht gaben sie ihm die Antworten auf seine Fragen. Die Möglichkeit spornte ihn an. Seine Füße flogen über den Waldboden.

Und dann war der Wald zu Ende. Eine Lichtung öffnete sich vor ihm. Schwere Rauchwolken hingen dunkel über dem Platz. Das war nicht nur ein Lagerfeuer, hier hatte es gebrannt. Seine innere Stimme drängte ihn zur Vorsicht. Cey näherte sich leise dem Platz und ging hinter einem breiten Strauch in Deckung. Er lugte hinter dem Gestrüpp hervor.

Ein fahles Licht beleuchtete die Öffnung des Waldes unter dem zwielichtigen Himmel. Was er sah, wirkte beunruhigend.

Zwei aus Eichenholz gefertigte Kutschenwohnwagen, wie sie Zigeuner gern benutzten, standen in einer Reihe nahe der Waldgrenze, in der Mitte ein Kreis aus größeren Steinen, angelegt für ein üppiges Lagerfeuer, von dem dünne, schwarze Stämme schräg und verkohlt in den Himmel

ragten. Um diese erloschene Feuerstelle waren fünf bis sechs größere Zelte errichtet worden. Dies alles hätte so einladend wirken können, doch die Erscheinung der jeweiligen Gebilde war alles andere gastfreundlich. Die Wagen waren aufgebrochen und halb verbrannt, die Stoffe und Planen der Zelte zerfetzt, sodass die Gerüste und Stangen wie schwarze Knochen in den Himmel stachen, und der Geruch verbrannten Fleisches hing in dicken Schwaden in der Luft.

Geräusche vernahm er keine, ebenso war keinerlei Bewegung auf dem Platz auszumachen. Noch eine geraume Weile blieb der Junge im Verborgenen und beobachtete die Lichtung. Als er sich selbst davon überzeugt hatte, dass hier kein Leben mehr zu finden war, stand er auf und trat hinter dem Strauch hervor. Mit langsamen Bewegungen betrat er den Platz. Sein Blick erfasste nun auch die kleinen Einzelheiten, die er erst jetzt aus der Nähe erkennen konnte. Um die große Feuerstelle in der Mitte des Platzes befanden sich auch noch zusätzlich kleinere Steinkreise, über die erst Kochkessel angebracht wurden und die nun umgekippt auf dem Boden lagen. Überall lagen Dinge auf dem flach gedrückten Gras, zerfetzte Kleidungsstücke, Geschirre und andere Teile aus dem alltäglichen Gebrauch. Achtsam ging er an jedem Teil vorüber, ohne darauf zu treten.

Er näherte sich dem ersten Zelt. Oder vielmehr dem, was davon übrig war.

Schlaff hingen die schweren, bunten Stoffe von dem hölzernen Gerippe der Konstruktion. Cey öffnete den Behang, um in das zerstörte Innere zu schauen. Als er jedoch seine Nase hindurchstecken wollte, zuckte er zurück, da ein Gestank aus Fäule und Erbrochenem aus der Öffnung hervordrang. Der eklige, süßliche Geruch drängte ihn weiter rückwärts, was für seine Füße zum Verhängnis wurde. Nach zwei unachtsamen Schritten verfangen sie sich im Stoff und Cey stürzte. Da er noch im Fallen versuchte, seinen Fuß zu befreien, drehte er sich im Sturz und anstatt nach außen fiel er nun in das Zelt. Hektisch suchten seine Hände nach dem nötigen Halt, griffen aber nur in den Behang und rissen ihn mit sich. Und nicht nur der Stoff, sondern auch ein Teil der hölzernen Konstruktion begleitete ihn auf seinem Weg nach unten. Cey riss die Arme hoch und schützte seinen Kopf.

Es krachte und schepperte.

Über ihm polterten die dünnen Stangen, unter ihm zerbrachen töpferne Waren zwischen metallenen Gegenständen. Cey öffnete die Arme und blickte in den dunklen Himmel. Der Unfall hallte noch als unheimliches Echo über den Platz. Als das Geräusch endlich verklang, das ihm so peinlich und unangenehm war, dass er sich selbst über seine Ungeschicktheit ärgerte, richtete er sich auf und beugte sich nach vorn. Der unangenehme Duft hüllte ihn ein, und wie er die zerbeulten Zinkteller und die Scherben von Tonschüsseln betrachtete, sah er einen menschlichen Arm.

Einen abgerissenen menschlichen Arm.

Schnell schluckte er die Übelkeit runter.

Cey zwang sich, sich weiter vorzubeugen und sich den Arm anzuschauen.

Die Hand war rußgeschwärzt, der Unterarm war ausgerissen, sodass der Knochen am Stumpf herausragte. Doch das Fleisch! Das Fleisch am Stumpf war nicht gerissen, es war *abgebissen*. Ganz deutlich waren Bissspuren von groben Zähnen zu erkennen. Cey wandte sich ab. Schnell krabbelte er auf allen vieren aus dem Laken. So wie er das feine Gras zwischen seinen Fingern spürte, ließ er sich auf den Rücken fallen und sog tief die kühle, feuchte Luft in seine Lungen.

›Was ist hier passiert?‹

Seine Lücken im Gedächtnis verärgerten ihn jetzt. Schnell überlegt fasste er einen Entschluss. Er wollte sich noch schnell ein paar Kleider zusammensuchen und dann schnell verschwinden.

Cey sprang auf, sah sich nervös um und ging mit zügigen Schritten um das Zelt. Links von ihm befanden sich die Wagen. Stoßweise kam die Luft aus seinen Lungen. Irritiert blickte er vor sich hin. Cey verlor Zeit. Er begann zu hyperventilieren. Seine rechte Hand fuhr nach oben und schlug ihm ins Gesicht. Seine Wange brannte vor Schmerz und es holte ihn wieder zurück.

›Junge, konzentrier dich! Mach jetzt keine Fehler oder du bist hier am Arsch!‹

Cey wandte sich nach links. Der erste Wagen war aufgebrochen. Die Holzwand des Aufbaus war mit grober Waffengewalt bearbeitet worden, die einzelnen Bretter zerhackt und weggerissen. In der Seite gähnte ein zerfranstes, rundes Loch. Der Inhalt des Wagens lag zerwühlt und unachtsam hingeworfen davor. Es waren sehr viele Kleider dabei.

Er griff in den Haufen, zog einzelne Stücke hervor und was nicht gefiel, landete hinter ihm. Schließlich stand er in einer braunen, aus weichem Leder gefertigten Hose, einem dunkelgrünen, enganliegenden, kurzärmeligen Hemd da, worüber er noch ein weites, weißes Leinenhemd mit breiten Ärmeln angezogen hatte. Derbe, dunkle Stiefel fand er ebenfalls, die ihm gut passten und dazu sehr angenehm weich und bequem waren. Weiterhin entdeckte er noch einen Umhang. Er legte sich den graubraunen Stoff über die Schultern und schloss ihn vorn am Hals mit einer silbernen Brosche, die hübsch verziert einen dunkelroten Stein umfasste, der in der Mitte des Schmuckstücks wie ein Auge wirkte.

Die Kleidung roch zwar ein wenig muffig und sie war auch etwas feucht und klamm, was ihn mehr störte. Im ersten Moment war ihm noch kühler als ohne Kleider, doch das legte sich.

Cey trat an das Loch und spähte in das Wageninnere. Auch hier hatte es gebrannt. Die Innenwände waren schwarz und verkohlt. Er wollte sich schon wieder abwenden, als er etwas vor sich aufblitzen sah. Er drehte sich und schob seinen Oberkörper in das Loch. Er sah nichts. Alles war rußgeschwärzt. Sein Blick wanderte über die Wände und dann zog er seinen Kopf zurück durch das Loch und er betrachtete abermals die Lichtung mit den zerfetzten Zelten. Cey blickte zum Himmel. Es sprach zu ihm. Eine innere Stimme, die er glaubte, auch schon vorher vernommen zu haben, war jetzt stärker. Sie hatte an Kraft und Substanz zugenommen und er konnte sie jetzt wahrnehmen. Sie war sehr leise und sie redete zu ihm in einer ihm unbekanntem Sprache, aber sie war da. Und plötzlich packte ihn die Neugier. Er begann, den Wagen genauer zu durchsuchen.

Vorsichtig, Schritt für Schritt trat er auf die brüchigen Dielen. Das verkohlte Holz knackte und krachte unter seinen Füßen. Er hoffte, dass sie sein Gewicht trugen. Cey begab sich in das vordere Teil des Wagens. Dort hatte er das seltsame Blitzen gesehen. Doch als er mit achtsamen Schritten das Ende des Raumes erreicht hatte, fand er nichts.

Cey kniete sich nieder, tastete mit den Fingern im Dunkeln die rußigen Bohlen ab, konnte aber nichts entdecken. Er hatte ja keine Lichtquelle bei sich, um mehr zu sehen, doch wie er mit seinen Fingern über die Wände strich, bemerkte er an einer Stelle ein leichtes Kribbeln in seinen Fingerspitzen. Erst fiel es ihm nicht auf, aber als er ein paar Mal mit der Hand über dieselbe Stelle fuhr, spürte er es deutlich. Hier fingen seine Finger an zu jucken. Cey musste über seine Gedanken lächeln.

›Ist das etwa Magie?‹

Cey legte seine flache Hand auf diese seltsame Stelle. Er spürte es. Ein Jucken und Brennen, es kribbelte in den Fingern und sogar seine Knochen schmerzten. Und was er empfand, erschreckte ihn. Er verspürte Gier.

Seine Hand drückte sich flach gegen die Wand. Die Bretter krachten und bröselten unter dem Druck auseinander und fielen als Kohlestücke und Asche zu Boden. Sein Arm verschwand im Loch. Ein weißer Blitz zuckte in seinen Arm. Geschockt über diesen plötzlichen Angriff suchte er nach der Ursache. Cey ertastete blind einen Gegenstand, umklammerte ihn und zog ihn im nächsten Moment aus dem Loch. Ein weiterer Blitz. Cey fiel nach hinten.

»Was!?!«

Ein Leuchten drang aus seinem Arm. Noch während des Sturzes glaubte er, seine Armknochen blau aufleuchten zu sehen, dann knallte er gegen die Bohlen und brach durch den Boden. Mit seiner linken Hand drückte er seinen rechten Arm, der noch immer den Gegenstand fest umklammerte. Hart schlug er auf der Erde auf. Ein Laut des Schmerzes löste sich stöhnend aus seiner Kehle, als er sich wand und krümmte. Dann riss er den Gegenstand vor sein Gesicht und sah sich selbst in der breiten Klinge eines Schwertes spiegeln. Nur eine Handbreit von seinem Gesicht entfernt strahlte sie ein gleißendes Licht aus, blendete ihn und ließ ihn vor Schmerzen schreien.

So plötzlich wie es begonnen hatte, war es auch schon wieder vorbei. Das alles passierte in Sekunden, ihm erschien es wie eine Ewigkeit. Erschöpft lag er im Gras auf dem Rücken, streckte alle Gliedmaßen von sich und atmete tief und ruhig.

›Cey!‹

Cey richtete sich auf. Die Waffe spürte er noch immer in seiner Hand, und noch immer hielt er sie fest umklammert. Er ließ sie jetzt auch bewusst nicht mehr los. Er richtete sich auf, brachte seinen Körper in eine bequeme Haltung und starrte das Ding in seiner Hand an. Seine Hand verschwand unter einem braunen Leder, das um einen langen Gegenstand gewickelt war. Stirnrunzelnd öffnete er mit der freien Hand das Leder und befreite ein Schwert, das in einer

edlen Scheide steckend von ihm gehalten wurde. Gerade wollte er die Klinge aus der Scheide ziehen, als er erschrocken zusammenzuckte. Etwas bewegte sich im angrenzenden Wald. Cey befand sich noch immer unter dem Wagen, über sich das Loch, durch das er gefallen war. In Stille verharrte er und lauschte.

Hatte er sich getäuscht? Nein!

Dann brach etwas durch den von Büschen und Sträuchern gesäumten Waldrand und trat schnaufend mit schweren Schritten auf die Lichtung. Cey beobachtete. Schweigend schob er sich langsam in die Schatten zurück und blieb unter dem Wagen liegen.

›Cey!‹

›Jetzt nicht!‹

Er verdrängte seine Gedanken, denn zwei weitere Wesen gesellten sich zu dem ersten. Cey sah fette, braunschwarz glänzende Leiber, die von je sechs Beinpaaren bewegt wurden. Grunzende und schmatzende Laute klangen über den Platz, und bei jedem Laut troff von den Kreaturen eine gallertartige Masse.

›Haben die das hier angerichtet? Kehren sie jetzt zum Plündern zurück?‹

Cey wollte nichts riskieren. Auch wenn er eine Waffe besaß, sicher genug fühlte er sich nicht. Er verfolgte die vielen Beinpaare, wie sie über die Lichtung stapften. Langsam löste er sich aus seiner Starre. Sein Blick haftete an den Fremden, verfolgte weiterhin, wie sie über den Platz gingen, bis sie hinter dem Gerümpel und dem Kleiderhaufen an der Seite des Wagens verschwanden. Langsam drückte er seinen Körper unter dem Wagen hervor. Die vielen Beine waren nun aus seiner Sicht verschwunden. Das war die Gelegenheit! Cey rollte sich ins Freie, richtete sich auf. Überlegend schaute er in den finsternen Wald. Die wohl einzige Möglichkeit, ungesehen zu verschwinden.

›Nur keinen Laut machen, schön leise bleiben!‹

Gerade wollte er sich aufmachen, leise durch die Büsche den Wald zu betreten, da spürte er eine bedrohliche Präsenz. Ein Schatten tauchte hinter ihm auf. Sein Herzschlag stockte. Cey wirbelte herum.

Eine riesige Gestalt baute sich vor ihm auf. Cey selbst war nicht gerade klein, aber das Wesen überragte ihn noch zusätzlich um einen ganzen Kopf. Massig stand es breitbeinig vor ihm. Die Kreatur musste etwa vierhundert Pfund wiegen. Kräftige Arme hatte es in seine Hüften gestemmt. Es trug eine lederne Rüstung, steckte in einem weiten, dunklen Umhang, an einem breiten Gürtel baumelten kleine Beutel und metallene Gegenstände, die bei jeder kleinen Bewegung klirrten und klingelten. Auf dem kurzen, breiten Hals ruhte ein runder Kopf.

Und er sprach zu ihm: »Korgk nei wasche-Laahn!«

Ein tiefer, grollender Bass rollte ihm ruppig entgegen. Die Kreatur hob den rechten Arm und streckte ihn Cey entgegen. Diese freundlich gemeinte Geste nahm er bewusst nicht wahr, da er noch immer versuchte, das Gesicht des Fremden zu erkennen. Doch so wie er die Bewegung

registrierte, fuhr er erschrocken zusammen. Aus dem Affekt heraus wollte Cey mit der flachen Hand den Arm wegschlagen, verfehlte diesen jedoch, und da sich die Kreatur auch zusätzlich nach vorn beugte, um sich Cey näher anzuschauen, schlug ihm dieser mit derselben Bewegung den Handballen aufs Kinn. Ein einmaliger Treffer!

Das Geräusch, das die Zähne machten, als sie hart aufeinanderschlugen, tat sogar Cey weh. Das wollte er nicht. Er wollte sich entschuldigen, doch er hielt inne. Was war denn das? Da stand vor ihm dieses riesige Geschöpf, breit wie ein Schrank und kräftig wie ein Bär und es hielt sich mit beiden Händen vor Schmerzen stöhnend den Unterkiefer. Er jammerte und jaulte wie ein fünfjähriges Kind, das eine Ohrfeige erhalten hatte.

›Das passt doch nicht!‹

Cey wollte sich bei dem Kerl entschuldigen, als der Wagen neben ihm in Bewegung geriet. Er schaukelte und wackelte, trappelnde Laute näherten sich und auf dem Dach und der Wagenwand erschienen die zwei anderen Wesen. Und sie waren ekelhaft.

Fette Leiber, Spinnenbeine und einen Kopf, der eine Mischung aus Spinne und Schwein vereinte. Jeder Kopf hatte vier kleine, gelb leuchtende Augen, die v-förmig angeordnet waren, eine kurze, verwachsene Schweineschnauze, die wie ein Tumor im Gesicht saß und darunter öffnete sich ein grässliches Maul. Es hatte keine Oberlippe, dafür einen haarigen Spinnenkiefer, der ständig mahlte und dabei unablässig sabberte und schleimte, jedoch der Unterkiefer wiederum wies kräftige Zähne auf und Hauer, die einem Wildschwein alle Ehre machten.

So starrten sie auf den perplexen Mann und quiekten und fauchten ihn an. Cey wusste nicht, wie er reagieren sollte. Da schrie der riesige Kerl und erleichterte ihm somit die Entscheidung.

»Teschke gart! Dekle Javinasch!«

Cey ließ es erst gar nicht auf eine Konfrontation ankommen. Auf dem Absatz machte er kehrt und schnellte los. Er blickte nicht mehr zurück, sondern preschte durch das Gebüsch, ließ die Lichtung hinter sich und tauchte wieder ein in die unheimliche dichte Atmosphäre des Waldes.

»Fei gek! Fei gek!«

Cey hörte die Rufe des Kerls, kümmerte sich aber nicht weiter darum. Er rannte durch den Wald. Die Bäume flogen nur so an ihm vorbei. Das weiche Unterholz ließ ihn zusätzlich noch schneller werden, als er darüber hinwegrannte. Und dann hörte er sie. Sie verfolgten ihn. Dumpfes, schweres Getrappel erklang hinter ihm.

›Nicht ablenken lassen! Weiter!‹

Seine zwei Verfolger hörte er dicht hinter sich, er aber kannte nur den Weg nach vorn. Keine Pause, kein Verschnaufen. Erstaunt über seine enorme Kondition ließ er seinen Muskeln freien Lauf. Diese unermüdliche Kraft kam aus seinem Inneren.

›Wie die Stimme!‹

›Ganz recht, junger Dämon!‹

»Was?«

Irritiert über diese direkte Antwort aus seinem Inneren geriet er ins Straucheln. Seine Beine verfangen sich in irgendetwas, das er übersehen haben musste und Cey stürzte nach vorn. Er flog. Von seiner eigenen Geschwindigkeit angetrieben, verlor er den Kontakt zum Boden und segelte einige Meter über das Unterholz hinweg, um dann krachend und polternd aufzuschlagen. Auf Laub und kleinen Ästen rutschte und schlitterte er weiter, bis ein Baumstamm seine Reise beendete. Cey ächzte. Sein Rücken lehnte an dem Baum, seine Beine streckten sich in den Himmel. Er schaute nach vorn. Alles stand auf dem Kopf. Auch die zwei Schweinemonster, die ihn stumm anstarrten.

»Was gibt's da zu glotzen?«

Cey warf sich herum und stemmte sich wieder in die Höhe, zog sich seine Kleider zurecht, überprüfte den Sitz seiner Waffe, die er über seine Schulter gestreift hatte.

Die Zeit über wurde er von den Zweien beobachtet. Tonlos. Als Cey sein Zeremoniell beendet hatte, schaute er sich die Spinnenwesen an. Sie standen nur da, taten nichts. Die kleinen, gelben Augen fixierten ihn. Ein eigenartiger Blickkontakt.

»Dann mal weiter, Jungs!«

Cey machte auf dem Absatz kehrt und sprintete abermals aus dem Stand los. Die Monster folgten ihm wieder auf den Fuß. Aber weit kam er nicht.

Er hörte noch das schnalzende Geräusch. Etwas peitschte durch die Luft und dann wurden seine Beine weggerissen. Cey segelte ein weiteres Mal durch die Botanik. Hart schlug er auf. Sein Gesicht grub sich in den Waldboden. Er schnaufte und stöhnte. Mit Schmerzen drehte er sich um und sah die Monster über sich. Um seine Beine war eine Art Spinnenfaden gewickelt.

»Cey!«

Instinktiv zog Cey das Schwert aus der Scheide.

Eine unglaubliche Kraft strömte auf einmal durch seinen Arm. Ein leichter Glanz lag auf der Klinge. Mit einem Schnitt durchtrennte er den Faden. Die Schweinebestien brüllten erfreut auf als sie die Klinge sahen. Für Cey fügte sich nun so einiges zusammen. Also darum ging es die ganze Zeit. Nicht um ihn. Es war die Waffe, die sie wollten. Aber die sollten sie nicht bekommen. So einfach nicht.

Die Spinnen gingen in Position. Sie duckten sich und im nächsten Moment erklang wieder das schnalzende Geräusch. Zwei gelbe, klebrige Fäden schossen aus ihren Mäulern, direkt auf die Klinge zu. Cey aber war schneller. Mit einem Salto aus dem Stand warf er sich nach hinten.

Daneben!

Angriff!

Cey warf sich nach vorn. Dabei fuhr die Klinge in einem Halbkreis von oben nach unten. Die zwei Monster wichen nach beiden Seiten aus. Cey drehte sich in der Luft und stand wieder auf seinen Füßen.

»Ich will euch beiden nichts! Lasst mich einfach in Ruhe!«

Ein Pfeifen durchschnitt die Luft und erfasste das Schwert. Ein gelber Spinnwebfaden klebte an der Klinge. Mit einem plötzlichen Ruck zog die Bestie wieder den Faden ins Maul zurück und wollte dabei die Waffe aus Cey's Händen reißen. Dieser aber war stärker. Er hielt die Waffe fest umklammert. Vom Ruck erfasst, flog Cey auf das Monster zu. Und er trat nach dem Ungeheuer. Cey erwischte das Schwein direkt am Kopf. Ein schmerzerfülltes Quieken, das Schwert war wieder frei.

»Haut ab!«

Er brüllte und schrie die Spinnenwesen an, schwang das Schwert und tatsächlich wichen sie vor ihm zurück. Oder fürchteten sie das Schwert?

Cey wollte die Chance nicht ungenutzt lassen. Wieder einmal machte er auf dem Absatz kehrt und sprintete los.

»Dass mir das nicht zur Gewohnheit wird!« Cey rannte ohne Rücksicht auf Sträucher oder Büsche. Er preschte durch das Unterholz. Und dann war der Wald zu Ende. Cey sprang noch über einen kahlen Strauch hinweg und ließ plötzlich die Bäume hinter sich. Eine unglaubliche Landschaft offenbarte sich ihm. War der Himmel seither dunkel und grau gewesen, durchzogen ihn hier gelbe Wolkenfetzen. Eine karge Ebene öffnete sich und lag brach vor Cey, der noch staunend am Waldesrand stand. Doch eine Pause war ihm nicht gegönnt. Hinter ihm ertönte wieder einmal das aufdringliche Trappeln seiner Verfolger.

Cey lief auf eine kleine Mauer zu, die parallel zum Waldsaum verlief. Sie war aus groben, braunen Steinen zusammengesetzt und schien aus der Tiefe der Erde nach oben gedrückt worden zu sein, da das kurze, braune Gras die einzelnen Steine umschmiegte wie Zahnfleisch die Zähne. Cey sprang über den Wall, und als er auf dem ungewöhnlich weichen Boden aufkam, knickten seine Beine in den Knien ab und er fiel auf die modrig riechende Erde.

»Das ist doch ein Friedhof!«

Tatsächlich ragten vor ihm hölzerne Kreuze und verwilderte Grabsteine aus dem Boden. Dennoch konnte er keine ordentlich angelegten Gräber ausmachen. Als hätte man hier hunderte Namenlose beerdigt.

Hunderte? Nein. Tausende traf es wohl eher.

Soweit Cey blicken konnte, sah er nichts anderes als morsche Kreuze und moosbewachsene Grabsteine. Was war hier nur geschehen?

Ein Geräusch ließ Cey herumfahren. Die zwei Spinnenmonster standen an der Mauer hinter ihm. Sie rührten sich nicht. Ein letztes Mal fixierten sie Cey, dann starrten sie weiter auf die Mauer und bewegten sich langsam rückwärts zurück in den Wald.

»Na endlich.«

Cey entspannte sich und atmete tief durch.

»Was ist? Keine Lust mehr? Heiliger Boden? Oder was?«

Cey wunderte sich. Erst so eine erbitterte Verfolgungsjagd und dann? Etwas stimmte hier nicht.

Cey, sicher, dass die Monster aufgegeben hatten, wand sich um und vor ihm lag der gigantische Totenacker.

»Na dann, mal los.«

Er setzte seinen Weg fort. Er schritt über den riesigen Friedhof. In drei Himmelsrichtungen konnte er kein Ende ausmachen. Der Totenacker reichte bis zum Horizont. Aber eine solche Anlage bedeutete doch auch, dass irgendwo Menschen leben mussten, die ihre Toten hier begruben. Also gab es hier in der Nähe auch eine Stadt oder zumindest ein Dorf. Auf jeden Fall Zivilisation.

›Zivilisation!‹

Das Wort schlug in sein Hirn ein wie ein Hammer. Plötzlich drehte sich die Welt um ihn. Er versuchte, klare Gedanken zu fassen. »Diese Welt...«

›Welt!‹

»...ist doch nicht ... auf der Erde!?!«

›Erde!‹

»Mit solchen Monstern. Das ist doch ... nicht möglich.«

Cey wankte. Er fühlte sich schwach, er hatte keinerlei Gefühl für Gleichgewicht oder Orientierung.

»Etwas stimmt hier nicht. Was ist los mit mir? Huch.« Cey stürzte zu Boden. Seine Hände presste er gegen seinen Kopf, als ob er versuchte, irgendetwas aus sich herauszupressen. Ihm wurde schlecht. Seine Gedanken kreisten. Und mit einem Schlag öffnete sich in ihm eine Tür, aus der, gleich einer Flutwelle, Erinnerungen auf ihn einstürzten.

›Verdammt! Was ist hier passiert?!‹

Cey setzte sich langsam und vorsichtig im Schneidersitz auf die Erde.

›Und ich heiße auch nicht Cey!‹ ›Aber wie dann?‹

›Cey!‹

›Was?‹

Wieder diese innere Stimme. Cey versuchte etwas. Er schloss die Augen, konzentrierte sich auf diese Stimme. Und sprach mit ihr. Ein Flimmern hinter seinen geschlossenen Augenlidern kündigte ein geisterhaftes Bild an. Ein Schemen wurde deutlicher. Aus einem weißen, zerfaserten Fleck formte sich eine Gestalt. Ein Mann, erhaben und tapfer. Er strahlte Freundlichkeit und Güte aus. Lange, gepflegte Haare, ein gestutzter Vollbart. Freundliche Augen leuchteten in dem Gesicht. Er trug eine Kettenrüstung unter einem metallenen Brustharnisch. Seine Arme und Beine wurden ebenfalls durch zusätzliche Metallschienen verstärkt. Einen grünen Wappenrock, verziert mit einem weißen Kreuz, trug er über seiner Rüstung.

›Was willst du von mir?‹

Die Gestalt lächelte und eine tiefe aber sanfte Stimme sprach zu Cey.

›Ich möchte dir helfen.‹

›Warum? Wer bist du?‹

›Ich bin Lord Cardich, weißer Ritter des Wotans und Heerführer der Kreuzfeste. Ich trage Energien in mir, die die deinigen verstärken können. Wenn du mich an dich bindest.‹

›Warte. Warte. Langsam. Du bist ein Geist?‹

›Ja. Ich besetze deinen Körper seit deiner Geburt in dieser Welt.‹

›Und was ist das hier für eine Welt?‹

›Keine. Eine Weltenkreuzung.‹

›Moment. Ich muss mir das langsam beibringen, das ist sonst zu stark. Ich bin hier in einer Weltenkreuzung. Warum und wie weiß ich nicht, nur, dass du bei meiner Ankunft in meinen Körper gefahren bist. Ein Geist. Ich mein' ... das macht mir irgendwie eine Gänsehaut. Ich kann dich nicht greifen oder erfassen, aber ich spüre, dass du da bist. Das ... ich erlebe hier alles viel intensiver.‹

›Geh' nach Süden. Zur Kreuzfeste. Suche dort den Hohepriester Huldward oder Meister Doleklein. Sie können dir helfen.‹

›Nach Süden?‹ Er blickte sich um. Keine Sonne. Kein Mond. Keine Anhaltspunkte. »Süden? Dann würde ich sagen ... einfach mal drauf los.«

In einem gemütlichen Gang setzte Cey seine Reise fort. Die zurückliegende Jagd hatte ihn ganz schön beansprucht. Er blickte noch einmal kurz zurück. Er war allein. Für ihn Grund, in Ruhe seinen Weg fortzusetzen. Und diesmal hatte er sogar ein Ziel. Zwar hatte er noch keine Ahnung, wie er dieses Ziel erreichen konnte, aber immerhin gab sie ihm eine Aufgabe. Er fühlte sich nicht mehr ganz so verloren in dieser Welt. Cey schaute sich um, während er auf dem seelenlosen Totenacker einen Fuß vor den anderen setzte. Nur zurück zum Waldesrand blickte er nicht mehr, den er nun hinter sich ließ.

Hätte er es getan, wäre ihm die massige Gestalt aufgefallen, die dort zwischen den Bäumen stand und dem jungen Mann hinterher schaute.

›Guter Schlag, Kleiner. Verfolgen werd' ich dich jetzt nicht, aber ich finde dich. Versprochene Sache.‹

Die Kreatur rieb sich seinen Unterkiefer, drehte sich dabei um und verschwand in der Dunkelheit des Waldes.